

Die Rheinpfalz, Januar 1998

Der Sinn eines Bildes ist seine Existenz

Kraftstrotzend und hintergründig: Zu einer Ausstellung des Künstlers Thomas Gatzemeier im Mannheimer Kunstverein

Man täuscht sich. Auf den ersten Blick könnte man die Bilder von Thomas Gatzemeier für unkontrollierte expressive Eruptionen halten. Sie scheinen die Wand als Trampolin für haptisch aufgemörtelte Farbsensationen zu benutzen, überraschen das Auge mit Farbknäueln, Schrunden, Graten und schwammartigen Ausblühungen, und sie beherrschen mit ihrer festlichen Vielfarbigkeit, Fanfarenstößen eines unumwundbaren élan vital, mühelos die Fläche - und von dort auch den Raum. Es sind aber ordentlich Schicht auf Schicht mit Ölfarben auf Leinwand gemalte Bilder. Zweite Täuschung: Es sind keine in allen Teilen abstrakte (gegenstandsfreie) Bilder, vielmehr etwas zwischen hochaktiver, vitalisierter Farbmasse und schattenhaft ihr einbeschriebener Figuration. Man sieht Köpfe und Akte, stehend oder liegend zurückgelehnt. Drei recht stramme Damen sind durch die Bildunterschrift als "die drei Grazien" ausgewiesen. Ähnlich verhält es sich mit Gatzemeiers Landschaften, die sich als "sächsische" und "sommerliche" zu erkennen geben, mal "Wald", mal "Garten der Lüste" sind.

Wobei das mit dem Sehen so klar nun auch wieder nicht ist, es ist mehr ein Ahnen, wenn auch ein behutsam gelenktes: Kraftstrotzende, triumphierende Malerei allemal. Manchmal spielt Gatzemeier mit uns, konterkariert das Farbreief durch lasierende Partien von ausgesprochener Eleganz. Oder legt ein Netz von schraffenartigen Kratzspuren über das Bild, so Aggression mit dem Widerspruch gegen den Schein der perfekt gelungenen (oder auch nur intakten) Oberfläche verbindend. "Des Bildes Sinn ist seine Existenz", behauptet ein Bildtitel, der so gut wie ein Programm ist, denn Gatzemeiers Furor hat seine eigenen Regeln, will sagen, seine Malweise wird von den eigenen künstlerischen Forderungen gelenkt und im Zaum gehalten. Nur zwischendurch, da läßt er sich überraschen.

Windmaschinen, sagt Thomas Gatzemeier in einem im Ausstellungskatalog abgedruckten Gespräch, seien seine Sache nicht. Das klingt stolz und ein wenig abwegig; aber ganz quer zum Strom der Zeit liegt der 43jährige nun auch wieder nicht. Wohl darum ist die etwas herb mit "Malerei, Plastik, Zeichnung" überschriebene Ausstellung im Mannheimer Kunstverein keine "richtige" Retrospektive, sondern ein locker arrangierter, cursorischer Überblick über die jüngsten fünf Arbeitsjahre. Mindestens ebenso ertragreich wie der Maler Gatzemeier ist in dieser Schau der Plastiker und Zeichner. Auch hier herrscht der organoid wuchernde Eigensinn. Deftige, blau gefaßte Köpfe, zum Heruntergucken in Bodennähe plazierte, wuchtige Fragmente auf Werkstattwagen, ein rosig überhauchtes Bein, ein Arm mit einer knubbeligen Faust dran, moluskenhaft, überlebensgroß und von zweifelhafter Anatomie: Plastiken aus Pappmaché und Gips, Plastiken eines Malers, den es drängt, sein (pessimistisches) Menschenbild in gewollt primitiven Bildwerken zu materialisieren. Und in den Zeichnungen scheint sich das in- und auseinanderfließende Figurenpersonal in verhakten Konstellationen dem horror vacui entgegenzustemmen. "Soll und Haben" verschränkt hintersinnig einen Lesehinweis mit der banalen Tatsache, daß hier auf alte Kontenblätter gezeichnet wurde: Und dort steht links oben eben das Soll und rechts das Haben - auch eine Bilanz, die von den Figuren selbst durch gestische Hinweise untermauert wird. In diesen unseren Tagen, in denen die Malerei sich als gut besetzter postmoderner Abenteuerspielplatz darstellt, behauptet Gatzemeier sich als zur Anpassung unfähiges Temperament, sächsisches Urgestein sozusagen, daß das, was es sich an der Leipziger Akademie einst erarbeitet hat, nicht unbesehen durch den Kamin pusten möchte. Am Ende entscheidet immer die Qualität. Und da hat Gatzemeier nicht auf Sand gebaut.

Sigrid Feeser